In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 68. Posen, den 13. September 1927. Nr. 68.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brockdorff.

11. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Würden Sie es als eine Unverschämtheit empfinden, wenn ich Sie bäte, mir diesen Tag zu schenken, Fräulein de Boor?"

Er blickte flehend auf ihren Mund.

„Nein — durchaus nicht!" rief Melisse mit jäh aufsprudelnder, vielleicht nicht ganz echter Fröhlichkeit. „Warum sollte ich Ihnen den Tag nicht schenken? — Ich bin ja für heute frei — frei — frei —."

„Sind Sie das nicht immer, Fräulein de Boor?"

Er hatte es scherzhaft fragen wollen. Aber während die Worte über seine Lippen glitten, wurden sie plötzlich zu bitterem Ernst.

Das Lächeln sank von Melisses Gesicht, und sie blickte Arne an wie ein Mensch, der einem Schmerz bereiten muß, den er schonen möchte.

„Nein, ich bin es durchaus nicht immer," sagte sie langsam. Ihr Blick glitt langsam zu dem Nelkenstrauß hinüber, und plötzlich schloß sie die Augen, als ob der Anblick ihr weh täte. Als sie sie wieder öffnete, begegnete sie einem seltsam verstörten Ausdruck in Arnes Zügen.

„Wir wollen nicht daran denken!" sagte sie hastig. „Schließlich — schleppt nicht jeder irgendeine verborgene Kette mit sich herum? — Ich habe übrigens mit Mister Atherton über Sie gesprochen," fügte sie in verändertem Tone hinzu. „Er meinte, daß er vielleicht etwas für Sie tun könnte. — Sie sollen sich bei seinem Sekretär Tadbury melden. Warten Sie einen Augenblick: ich habe die Adresse nebenan!" —

Sie lief ins Nebenzimmer, kehrte nach wenigen Minuten zum Ausgehen gekleidet zurück und reichte Arne eine schmale Karte, die Tadburys Adresse trug.

Arne nahm die Karte schweigend an sich. Es war ihm unmöglich, Melisse zu danken.

„Sie müssen natürlich keinen Gebrauch davon machen!" sagte Melisse, während sie im Lift abwärts fuhren. „Ich glaubte nur, daß ich Ihnen unter Umständen einen Gefallen damit täte." —

Sie sprach, als müßte sie sich entschuldigen.

„Sie sind sehr freundlich, Fräulein de Boor!" erwiderte Arne und blickte wieder auf Melisses Mund.

Der Elevator-Boy riß die Tür vor ihnen auf und sie traten auf die Straße, die in der strahlenden Wintersonne zu lächeln schien.

„Gestern war ich so bitter enttäuscht, als ich Ihre Absage erhielt," und nun war auf einmal ein eigentümliches Flattern in ihrem Blick. „Es war mir so etwas Seltsames passiert. — Etwas Häßliches, Rätselhaftes und Bedrohliches. Ich sehnte mich krank nach einem Menschen, dem gegenüber ich mich aussprechen könnte."

„Um was handelt es sich, Fräulein de Boor?"

Sie schüttelte den Kopf und preßte die Lippen aufeinander. Ihr Gesicht erschien alt und müde.

Arne wagte nicht, in sie zu dringen. Dann fragte Melisse plötzlich, aus dem deutlichen Bedürfnis heraus, das Thema zu wechseln:

„Wie gefällt Ihnen übrigens Ihr neuer Beruf? Ist er nicht zu anstrengend für Sie? — Sie sehen nicht besonders gut aus, finde ich." —

„Alles Neue und Ungewohnte ist anstrengend, Fräulein de Boor! — Und doch ist es eine so grenzenlose Beruhigung für mich, daß ich die Stelle erhalten habe. Ich wäre sonst —," er brach ab und fragte hastig, dem Zwange einer ganz bestimmten Ideenverbindung nachgehend: „Ist Ihnen jetzt die Adresse von Doktor Mertz bekannt?"

„Ja —," sagte Melisse. — „Natürlich, Doktor Mertz hat mich in der letzten Zeit ziemlich häufig aufgesucht. Er ist ein origineller Kauz, nicht wahr? Ich glaube, er wollte mir irgendwie helfen." —

Sie verstummte, als hätte sie zu viel gesagt und blickte mit einem sonderbar starren Ausdruck in das Schaufenster eines Modesalons.

„Das ist natürlich lächerlich —," fuhr sie nach einer Pause mit veränderter Stimme fort. „Nur den allerwenigsten Menschen kann man von außen her helfen. Die meisten Menschen müssen sich selbst von innen heraus helfen."

„Es liegt mir daran, die Adresse von Doktor Mertz zu erfahren," sagte Arne. Es machte den Eindruck, als hätte er Melisses letzte Worte überhört.

„Die Adresse? Aber selbstverständlich —."

Melisse kramte in ihrem Handtäschchen und brachte ein wildledernes Notizbüchlein zum Vorschein.

„Doktor Mertz wohnt in einem unglaublichen Hotel in der Bowry. In einem ganz und gar unmöglichen Hotel." —

Sie wollte das Blatt mit der Adresse abreißen, um es Arne zu überreichen. Dabei fiel ein zusammengefalteter Zeitungsausschnitt aus dem Buche.

Ueber Melisses Gesicht rann ein Zucken. „Das ist das Rätselhafte," sagte sie. „Dieser Zeitungsausschnitt wurde mir gestern durch die Post in einem blauen Kuvert zugeschickt, das hier in Neuyork gestempelt war. — Es ist ein Ausschnitt aus einer deutschen Zeitung und enthält die Geschichte eines Unglücksfalles, der sich etwa vier Wochen vor meiner Abreise aus Deutschland ereignete und mich insofern ziemlich nahe angeht, als das Opfer des Unglücksfalles mir persönlich bekannt war. Es war eine gute Bekannte unserer Familie — die kränkliche Frau eines unserer Gutsnachbarn. Sie wurde bei einer Automobilfahrt aus dem Auto geschleudert und starb an den Folgen."

„Wie seltsam!" sagte Arne.

Ihr Kopf fuhr herum.

„Was finden Sie seltsam?"

„Nun — daß jemand auf die Idee kommen sollte, Ihnen diesen Zeitungsausschnitt zuzuschicken —."

„Nicht wahr?" flüsterte sie eifrig. — „Aber doch ist es geschehen."

Sie stand plötzlich still und sah sich um. Es war dieselbe kurze und charakteristische Bewegung, die Arne schon damals im Waldorf-Astoria an ihr aufgefallen war.

„Halten Sie es für unmöglich, daß es Doktor Mertz gewesen sein könnte?“ fragte sie halblaut.

Arne schüttelte den Kopf. Er sah, daß Melisses Lippen zitterten.

„Wie kommen Sie auf Doktor Mertz, Fräulein de Boor?“

„Ich fürchte mich vor ihm,“ sagte sie tonlos. „Er ist so seltsam. Aufdringlich und seltsam. — Und wer sollte sonst auf die Idee verfallen, mir den Zettel zuzuschicken? Wer weiß überhaupt von mir? Höchstens Sie selber, Herr Vester? Und ich könnte mich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß Sie auf die Idee verfallen sollten, anonyme Kuverts zu versenden.“

„Ich glaube, Sie sind nervös, Fräulein de Boor!“ sagte Arne leise, mit einem Klange zärtlicher Besorgnis in der Stimme.

Melisse schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht nervös. — Ich habe nur Angst.“ — Sie lächelte ein wenig und schien sich an seinem verdutzten Ausdruck zu weiden.

„Angst, wovor?“ fragte Arne.

Melisse lächelte noch immer. Ihre Lippen waren sehr rot. Augenscheinlich hatte sie sie vor dem Ausgehen mit dem Stifte nachgezogen.

„Sind Sie schon einmal allein durch eine dunkle und sehr einsame Straße gegangen? — Dann werden Sie das Gefühl vielleicht kennen — das Gefühl der Hilflosigkeit und des Preisgegebenseins, das Grauen vor dem Unbestimmten, das vielleicht schon im Schatten des nächsten Baumes auf uns lauert und über uns herfällt, ehe wir imstande sind, einen einzigen Schrei auszustoßen. — Aber selbst wenn wir imstande wären zu schreien, so wäre doch nirgends Hilfe, weil die Einsamkeit um uns her unseren Schrei aufsaugt, ohne ihn zu Menschen zu tragen. —“

„Sie sind nervös,“ — wiederholte Arne mit einer deutlichen Verstärkung des zärtlichen Untertones in seiner Stimme. „Ich glaube auch gar nicht, daß es etwas so Unbestimmtes ist, das Sie ängstigt, Fräulein de Boor. Ich glaube im Gegenteile, daß Sie sich mit etwas sehr Greifbarem und Bestimmtem herumquälen.“

Seine Augen ruhten voll auf ihrem Gesicht. Es waren blaue, forschende, ehrliche Augen, unter deren Blick Melisse de Boor plötzlich erblaßte. Sie blickte zur Seite und schien etwas sagen zu wollen und es dann doch im letzten Augenblicke wieder zu verschließen. Dann schüttelte sie den Kopf, als ob sie Arnes Deutung ablehnen müßte.

„Es ist nicht ganz so, wie Sie meinen,“ sagte sie langsam und tonlos. „Nicht ganz, Herr Vester. Sie haben recht, wenn Sie meinen, daß ich mich mit etwas ganz Bestimmtem herumquälte. Aber das ist ein Kapitel für sich. Ich werde sicher eines Tages auf die eine oder andere Weise damit fertig werden. — Vielleicht bin ich es schon heute.“ —

Es lief ein Zittern um ihren Mund, und ihr Blick wich demjenigen Arnes aus.

„Aber das andere — das Unbestimmte — ist ebenfalls da. Es ist ganz getrennt von allem übrigen. Es hockt irgendwo im Dunkel und droht mir — —“.

Sie blieb wieder stehen und sah sich um.

„Wonach sehen Sie?“ fragte Arne.

„Ach — es ist sonderbar — aber ich habe das Gefühl, als ob mir hier in Neuyork beständig jemand folgte. Ich habe das Gefühl, als ob ich von Spionen umgeben wäre, die jeden meiner Schritte belauerten. — Jetzt lächeln Sie, nicht wahr?“

„Ich lächle durchaus nicht, Fräulein de Boor! — Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß ich in der Lage wäre, Sie zu schützen.“

Sie blickte ihn zärtlich und mitleidig an, ohne ein Wort der Erwiderung zu finden.

Sie waren den Broadway hinuntergewandert und befanden sich jetzt in der Gegend der Siebzigsten Straße. Arne sah die großen Spiegelscheiben eines Lokals und sagte: „Ist es Ihnen recht, wenn wir zusammen frühstücken?“

Melisse lachte.

„Wie gewandt Sie mich abzulenken verstehen! — Sie haben recht! — Man sollte sich vor allen Dingen auf die realen Dinge des Lebens konzentrieren!“

Ihre Stimmung war wieder umgeschlagen.

„Es ist zwar eine Abschiedsfeier, aber wir wollen uns Mühe geben, den Abschied zu vergessen.“

Sie ergriff Arnes Arm, um die Straße zu überqueren. Arne erzitterte unter der Berührung. Melisses Parfüm — der schwere, süße Duft tropischer Urwälder, war um ihn her, und er mußte daran denken, ob Atherton und Doktor Mertz ihn wohl beneiden würden, wenn sie wüßten, daß er in diesem Augenblicke Melisse de Boor am Arme führte.

Aber mitten auf dem Fahrdamm blieb Melisse plötzlich stehen und warf, der langen Kette der heranjagenden Automobile zum Trotz, wieder jenen schnellen, neugierigen Blick hinter sich. Dann ging sie weiter, lächelte und umklammerte Arnes Arm, als ob sie vor einer drohenden Gefahr bei ihm Schutz und Halt suchen müßte.

X.

„Meine Großmutter ist Holländerin gewesen,“ erzählte Melisse. „Ich erinnere mich ihrer noch sehr gut. Sie stammte aus Rotterdam, wo mein Urgroßvater eine Reederei besaß. Durch die Großmutter ist viel holländisches Geld in unsere Familie geflossen. Damals wurde auch Freudenholm gekauft, das jetzt unsere letzte Rettung bedeutet. Heute wirtschaften meine beiden Brüder auf Freudenholm. Aber die Zeiten sind nicht rosig. Meine Reise nach Amerika ist sozusagen unsere letzte Hoffnung —.“

Sie schwieg und blickte auf die Fluten des Hudson, die in der Sonne schuppten. Sie saß neben Arne auf einer Bank am Riverside Drive. Nurses schoben ihre Kinderwagen vorüber. Damen trugen geöffnete Pelzmäntel. Die Luft war warm wie im Frühling.

Arne wußte nichts zu erwidern. Er hatte das Gefühl, daß Melisse sich irgendwie vor ihm zu rechtfertigen oder zu entschuldigen suchte. Weshalb aber wollte sie sich rechtfertigen? Lag ihr an seiner Meinung so viel?

Er starrte wieder auf ihren Mund, als wäre er ein Rätsel, das er um jeden Preis lösen mußte.

„Ich habe den Schmuck der Großmutter verkauft, um die Kosten der Reise und des Aufenthaltes zu bestreiten,“ erzählte Melisse weiter. „Es war ein tolles und waghalsiges Unternehmen, nicht wahr? Aber es gibt ja Fälle, in denen derartige tolle und waghalsige Unternehmungen von Erfolg gekrönt werden. — Haben Sie übrigens jemals von Alois Steinmeyer in Charlottenburg gehört?“

Arne hatte niemals von Steinmeyer gehört. Melisse lächelte wieder ihr mütterliches und ein wenig mitleidiges Lächeln. Arne erzitterte unter diesem Lächeln. Er hörte kaum mehr auf das, was Melisse erzählte. Es interessierte ihn nicht, daß Alois Steinmeyer Melisse in Berlin hatte singen hören, und ihr eine große Zukunft prophezeit hatte. Es interessierte ihn auch nicht, auf welche Weise Steinmeyer schließlich die Veranlassung für Melisses Amerikareise geworden war.

Er schloß die Augen, öffnete sie wieder und blickte dann wieder auf Melisses Mund. Er dachte daran, daß er einmal als Junge ein Märchen gelesen hatte, in dem von einer seltsamen roten Blume die Rede gewesen war. Nun war es ihm, als gliche Melisses Mund dieser Blume.

„Verstehen Sie also,“ fragte Melisse, „daß ich unter allen Umständen Erfolg haben muß? Daß ich den Erfolg mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zwingen muß?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Hünengrab.

Wer schläft dort unter dem Zyklopenstein.
Es kann nur ein greiser König sein,
Ein einsamer König der Heide.
Tief unter dem Hügel bei Kron und Pferd,
Da liegt er und hält in den Händen das Schwert;
Der Heidewind raunt mit dem Recken
Und will den Mächtigen wecken:
„Alter Germane, steh auf! steh auf!
Die Zeiten nehmen traurigen Lauf:
Alles Deutschtum will siechen und sterben,
Die Feinde schlagen's in Scherben . . .“
Doch der König ist still — sein Arm ist tot.
Der Wind und die Heide weinen vor Not,
Nur ein Herrgott kann Deutschland noch helfen.

Henriette Schrott-Pelzel.

Das Leben der Buddhamönche.

Von Paulus Freye.

Die Länder, in denen sich der Buddhismus am reinsten erhalten hat, sind Ceylon, Birma, Siam und Kambodscha.

Hier herrscht die sogenannte südbuddhistische Kirche. Ihr Gründer ist Mönch Buddakosa, der zu Beginn des fünften nachchristlichen Jahrhunderts die Lehren des Buddha Gautamp in Indien selbst sammelte und in drei heiligen Büchern (Tripitaka) im Pali, einer Tochtersprache des Sanskrit, niederschrieb. Ebenso verfaßte Buddhakosa einen umfangreichen Kommentar zum Tripitakar. Buddhakosa verbreitete seine Lehre in Ceylon und später auch in den erwähnten hinterindischen Ländern.

Die in Tibet, China und Japan vorherrschende nordbuddhistische Kirche ist wohl der Gründung nach älter, jedoch hat sie die Lehren des Buddha nicht so rein erhalten wie der Südbuddhismus, und auch dort hat man verschiedene mehr oder weniger strenge Mönchsorden. Am strengsten von allen ist wohl der Dharmaryntika-Orden in Siam, dessen Mitglieder, die Bhikku oder Mönche, häufig auch Phra-sangka genannt, kein Geld und Gut besitzen dürfen und niemals ein Tier töten oder eine Blume pflücken. Wird ein Mensch dieses Ordens von einem Mosquito oder einer Fliege belästigt, so streift er das Insekt sanft ab, ohne ihm weh zu tun.

In den südbuddhistischen Ländern leben die Mönche in den Tempeln. Früher lagen sie weit von den Wohnungen der Menschen, heute aber findet man die Haupttempel in den Städten und Dörfern selbst. Sie bilden eine Niederlassung für sich, die im Rechteck von einer Mauer umgeben ist und auf allen vier Seiten überdachte Toreingänge hat. Das Haupttor liegt stets in der Mitte der Ostseite und führt auf das Heiligtum oder Ubodsodha, ein mächtiges, von Säulen getragenes Gebäude mit hochaufragenden Dach- und vergoldeten Gibelspitzen. Das Dach ist mit bunten glasierten Ziegeln bedeckt. An der Westwand der großen Innenhalle sitzt auf einem Altar die mächtige Bronze des Buddha und schaut nach Osten zum Eingang, der aufgehenden Sonne entgegen. Die Wände sind vielfach von oben bis unten mit Malereien bedeckt, die Begebenheiten aus dem Leben des Buddha darstellen. Von zwei weiteren Gebäuden, Vihara und Dharmasala, dient das erste als Predigthalle für die Laiengemeinde, das zweite als Anstalt für die Priesterschüler. Im Südteil des Tempels liegt stets das Wohnviertel der Mönche, durchzogen von sauberen, mit Steinplatten ausgelegten Straßen, an denen kleine Gärtchen die Wohnhäuschen, sogenannte Rodi, der Mönche liegen. Jeden Morgen bei Sonnenaufgang gehen die Mönche zum Bad im Tempelteich oder im Fluß. Ihr Gewand aus braungelb gefärbtem Baumwollgewebe besteht aus drei Teilen und wird ähnlich wie eine Toga getragen. An den Füßen haben sie Sandalen, das Haupt ist glatt geschoren. Nach altem Gebrauch darf der Mönch außer dem dreiteiligen Gewand eigentlich nur noch fünf weitere Dinge haben, nämlich einen Gürtel, eine halbkugelförmige eiserne Schale für die Speisen, ein Rasiermesser, eine Nadeldose und Seihtuch zum Durchseihen des Trinkwassers. Diese Reinigung des Wassers geschieht aber nicht etwa aus sanitären Gründen, sondern nur, damit der Mönch nicht die Sünde begeht und ein Wassertierchen mit verschluckt. Später kamen noch andere Gebrauchsgegenstände dazu, nämlich ein weißer Schirm gegen Sturm und Regen, der auch mit einem daruntergehängten Moskitonetz auf Wanderungen im Lande als Zelt dient, ein Teetopf nebst Tassen, sowie ein Fächer, den der Mönch bei Gebeten vor sich hält, um nicht durch den Anblick weltlicher Dinge abgelenkt zu werden. Neuerdings lassen sich die Mönche der freieren Orden auch noch andere Dinge schenken, womit sie ihre Zelte ausschmücken. Streng verboten ist es den Mönchen, sich in ein von Tieren oder Menschen gezogenes Gefährt zu setzen. Noch sieht man auch in dieser Beziehung häufig genug Verstöße gegen die Regel.

Nach dem Morgenbad versammeln sich die Mönche zu kurzem Gebet im Hauptheiligtum. Darauf nehmen sie ihre eisernen Töpfe, um von den Häusern der Laiengemeinde ihre Speisen zu holen. Dabei dürfen sie niemanden anreden, sondern müssen, den Topf in den gefalteten Händen, mit gesenktem Blick vor den Häusern warten, bis die gläubigen Bewohner ihnen Reis, Curry, Fiser, Fruarte und ähnliche Dinge in ihren Topf tun. Der fromme Geber erhebt dann, nachdem er sich im Hochsitz niedergelassen hat, die zum Gebet aneinandergelegten Hände dreimal über sein Haupt. Dieser Gruß gilt nicht etwa dem Mönch, sondern dem Andenken des Buddha selbst, denn der Mönch ist dem Laien ein Buddharupa, daß heißt ein Bild des Buddha, den er hier auf Enden vertritt.

Zum Tempel zurückgekehrt, nehmen die Priester dann ihr Morgenmahl ein. Darauf folgen wieder Gebete und Stunden der Meditation. Um elf Uhr wird das zweite Mahl genossen. Nach zwölf Uhr mittags darf der Mönch keine festen Speisen mehr genießen. Der Genuß von Tee sowie Rauchen und Betelkauen sind ihm erlaubt. Der Nachmittag und der Abend werden durch Studium der buddhistischen Schriften und durch Unterricht der Tempelschüler, die ähnlich gekleidet sind wie die Priester selbst, ausgefüllt. Auch dürfen die Priester dann Spaziergänge unternehmen. Manchmal vereinigen sie sich auch zu gemeinsamen, laut gesprochenen Gebeten bei Gelegenheit von Feiern, darunter besonders Totenfeiern, in irgend einem Haus der Laiengemeinde. Der achte Tag des zunehmenden Mondes, der Vollmondstag, der achte und der fünfzehnte Tag des abnehmenden Mondes sind Feiertage, an denen sich die Mönche zu besonderen, gemeinsamen Gebeten, die in Pali laut gesprochen werden, im Ubosodha vereinigen. An diesen Tagen finden auch Predigten für die Laien im Vihara und Dharmasala statt. Die Mönche können ein Examen im Sanskrit und Pali ablegen, das neun Stufen umfaßt und ihnen den Titel eines „Maha“ verschafft. Nicht wenige unter ihnen beherrschen Sanskrit und Pali in Wort und Schrift. Ihre religiösen Bücher sind auf Palmblätter geschrieben, die durchlocht sind und durch Bänder Blatt für Blatt zusammengehalten werden. Jeder unbescholtene Landesbewohner kann buddhistischer Mönch werden. Die Aufnahme in den Orden ist mit viel Feierlichkeit verbunden. Dabei reitet der Novize auf einem Pferd zum Tempel, und zwar zum Gedenken an Gautama, der, wie die Legende erzählt, als Prinz in fürstlichen Gewändern, hoch zu Roß seine Vaterstadt verließ, um dann im Walde Pferd und Gewänder seinem Diener Chantaka zurückzugeben.

Darauf schnitt der Buddha sich den Haarschopf und legte das Diadem ab. Beide nahm der Gott Indra und setzte sich alsbald oben auf dem Götterberge Mera in einer Stupa bei. Als einfacher Jäger verkleidet, gab Indra dann dem Buddha ein braunes Gewand. — Der Austritt der Mönche aus dem Orden kann jederzeit erfolgen. In Hinterindien werden fast alle Landesbewohner eine Zeitlang Priester. In Siam allein gibt es mehr als zehntausend bewohnte Tempel, und eine ebenso große Zahl liegt verfallen und verlassen. Von allen Religionen der Welt zählt heute der Buddhismus die meisten Anhänger.

Technische Umschau.

Zukünftige elektrische Fernleitungen — ein Hochspannungslaboratorium — 1 000 000 Volt-Transformator — das künstliche Gewitter.

Heute, wo Hochspannungsfernleitungen in Deutschland und im Auslande die elektrische Energie vielfach über Entfernungen von Hunderten von Kilometern von den Großkraftzentralen zu den Konsumplätzen, den Industriegebieten und Großstädten überführen, wo die Elektrisierung der Fernbahnen überall in mehr oder weniger großem Umfange in die Wege geleitet ist, machen wir uns kaum mehr klar, wie jung die Hochspannungstechnik doch noch ist. Zwar glückte es deutschen Ingenieuren bereits im Jahre 1891, elektrische Energie über eine größere Strecke, von Lauffen nach Frankfurt am Mai, zu überführen, aber die eigentliche Hochspannungstechnik, die mit Spannungen von Hunderttausend Volt und mehr arbeitet, ist doch erst ein Kind der jüngsten Vergangenheit. Kurz vor dem Kriege wurden in Deutschland die ersten 10 000-Voltnetze errichtet, die großen Strecken sind aber erst in der Nachkriegszeit entstanden. Im letzten Jahre ging man dazu über, zwischen Rheinland und Süddeutschland eine Strecke für den Betrieb mit 220 000 Volt zu bauen, die ein neuartiges Kabelsystem, sogenannte Hohlseilkabel, verwendet.

Der Grund der dauernden Steigerung der Uebertragungsspannung liegt nicht etwa in einer Rekordsucht, sondern er ist auf rein wirtschaftliche Verhältnisse zurückzuführen. Wollen wir große Entfernungen von 500 oder 1000 Kilometer durch Hochspannungsleitungen überbrücken, dann ist es notwendig, um die Uebertragungsleitungen nicht zu teuer werden zu lassen, sehr hohe Spannungen anzuwenden, das heißt, zum 220 000 oder 380 000-Voltbetrieb überzugehen. Es ist nur noch eine Frage kurzer Zeit, daß wir in Mitteleuropa eine großartige Energieaustauschpolitik in die Wege leiten und dabei die Hochspannungsnetze Rheinland-Westfalens, Süddeutschlands, der Schweiz usw. miteinander verknüpfen, um je nach der Lage der Verhältnisse Energieüberschuß und -Mangel gegeneinander auszugleichen und zum Beispiel in der Zeit der winterlichen Wasserknappheit — im größeren Ausmaße, als das bisher schon der Fall ist — Steinkohlenelektrizität nach der Schweiz auszuführen oder etwa im Sommer die im Ueberfluß vorhandene Wasserkraftelektrizität der Eidgenossenschaft in unseren Städten und Fabriksiedlungen zu verwerten.

Die Verwendung so hochgespannten Stromes bringt gegenwärtig noch gewisse Gefahren mit sich, da nicht alle dabei auftretenden Erscheinungen sich zurzeit theoretisch beziehungsweise rechnerisch genau voraussagen lassen. Verschiedene schwere Oelschalterexplosionen in süddeutschen Kraftwerken haben die Oeffentlichkeit in der letzten Zeit hierauf besonders hingewiesen. Um die hohen Spannungen und die dabei möglichen Störungen sicher beherrschen zu können, muß daher der Weg des Versuchens beschritten werden; die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG) hat aus diesem Grunde in ihrer Transformatorenfabrik in Berlin-Oberschöneweide ein eigenes Hochspannungslaboratorium schon seit langem in Betrieb, das durch eine Reihe neuartiger Einrichtungen besondere Aufmerksamkeit verdient.

Die Aufgaben, die hier durchzuführen sind, bestehen einmal darin, die Hochspannungsapparate, wie Schalter, Isolatoren usw. zu prüfen. Da wir damit rechnen können, daß wir in Deutschland

in nicht zu ferner Zeit zu Uebertragungsspannungen von 380 000 Volt kommen, und der Verband Deutscher Elektrotechniker für die Hochspannungseinrichtungen eine sogenannte „dreifache Sicherheit“ vorschreibt, so wären diese Einrichtungen für 850 000 Voltspannung zu prüfen. Um diese Spannung zu erreichen, hat die AEG einen Prüftransformator, der imstande ist, Ströme auf eine Million Volt Spannung umzuformen, konstruiert; es ist dies der erste seiner Art.

Eine Gefährdung elektrischer Anlagen tritt sehr häufig durch atmosphärische Entladungen bei Gewittern ein. Im Hochspannungs-Laboratorium muß es daher möglich sein, auch künstliche Gewitter zu erzeugen, das heißt Ströme mit außerordentlich hoher Frequenz zur Verfügung zu stellen. Während der Wechselstrom im allgemeinen eine Frequenz von 50 Perioden in der Sekunde besitzt, können im Hochspannungs-Laboratorium Hochfrequenzströme von 50 000 Perioden pro Sekunde erzeugt werden, und zwar dient hierzu ein sogenannter Tesla-Transformator. Diese Ströme, die im Laboratorium bei Einschaltung des Transformators von der Kondensatorbatterie ununterbrochen blitzartig ausstrahlen und ein einzigartiges Naturschauspiel geben, können Strecken bis zu 4 Meter überschlagen, ohne dabei den direkten Weg zur Erde zu wählen.

Der schlimmste Feind des Hochspannungsbetriebes ist der sogenannte Kurzschuß, der dann eintritt, wenn die elektrische Energie, ohne beispielsweise in der Maschine Arbeit zu leisten, sich ausgleicht, wobei die Leitungen „kurzgeschlossen“ werden. Um diese gewaltigen, freiwerdenden, zerstörenden Kräfte unschädlich zu machen, ist es vor allem notwendig, ihre Größe und Wirkung genau zu kennen. Diesem Zwecke dient die Kurzschluß-Versuchsanlage. Um die Kurzschlußkräfte zur Verfügung zu stellen, ist gegenwärtig im Laboratorium der Transformatorenfabrik eine 15 000 Kilowatt-Maschine vorhanden, die in kurzem durch eine noch gewaltigere, von einer Leistungsfähigkeit von 100 000 Kilowatt, ergänzt werden soll. Durch plötzliches Abbremsen der Schwungmassen lassen sich Kurzschlußleistungen von 1 000 000 Kilo-Volt-Ampère erzeugen, die sich, wenn sie sich über den Kurzschlußdrähten ausgleichen, unter gewaltigem Krachen, einer mächtigen Funkenbildung und Hitzeentwicklung entladen. Obwohl im Laboratorium bei solchen Kurzschlüssen natürlich alle Vorsorge getroffen wird, daß kein Unheil entsteht, so hat man diese Einrichtungen doch in besonderen feuerfesten, nur teilweise überdachten Räumen untergebracht, und man beobachtet die Versuche durch Sehschlitze von der Nachbarschaft aus.

In der Kriegszeit hatte die nordamerikanische Industrie auch auf dem Gebiete der Elektrotechnik sich fast ungestört entwickeln und ausbreiten können. Dieser Umstand und die besonderen geographischen und geologischen Verhältnisse der Union brachten es mit sich, daß die amerikanische Elektrotechnik nach Kriegsende zweifellos auf dem Gebiete der Hochspannungstechnik Deutschland überlegen war. Die Arbeiten, die in Deutschland in den letzten Jahren durchgeführt wurden, und vor allem die im Vorstehenden dargestellte glückliche Verknüpfung von theoretischer Forschung und praktischer laboratoriumsmäßiger Erprobung geben die Hoffnung, daß die deutsche Technik bald ihre führende Stellung wieder einnimmt und daß auch die Elektrizitätsversorgung Deutschlands einen aus energiewirtschaftlichen und technisch-industriellen Gründen unerläßlichen, weiteren bedeutenden Aufschwung nehmen wird.

Dr.-Ing. Georg Sinner.

Patino, der reichste Mann Boliviens.

Von Professor Dr. Alfons Goldschmidt.

Ein Teil der bolivianischen Indios hat sich gegen die Regierung erhoben. Die Zeitungen Südamerikas und der Vereinigten Staaten berichten von 200 000. Aber wenn auch kein Unterschied in der Meldung über die kämpfenden Indios ist, ein sehr charakteristischer Unterschied in der Art der Meldungen ist doch zu konstatieren. Die Meldungen aus Nordamerika sprechen von Indianerhorden, die südamerikanische Presse von einem Aufstand im Sinne einer Revolution. Sicherlich sind die Indios Boliviens nicht organisiert. Es ist einfach ein Aufstand aus wirtschaftlicher und sozialer Not, wenn auch vielleicht politische Ambitionen bolivianischer Gruppen mitwirken mögen.

Der bolivianische Indio ist seit Jahrhunderten in einer elenden Situation. Anfang des 16. Jahrhunderts wurde das bolivianische Volk, das damals zum Reich der Inka gehörte, durch die Eroberungswut Pizarros fast aufgerieben. Es war ein tapferes Volk, das sich verzweifelt wehrte, aber seinen inneren Hemmungen und der europäischen Kriegstechnik nicht standhalten konnte. Die Geschichte jener Zeit ist eine furchtbare Blutgeschichte. Dann kamen Jahrhunderte der Kolonialherrschaft Spaniens über Groß-Peru, die für den Indio Abhängigkeit von den Feudalherren bedeutete. Er war, wie im übrigen Latein-Amerika hörig, tributpflichtig, ohne Bewegungsmöglichkeit, mit Leben und Tod den Senores unterworfen.

Gegen die Feudalherrschaft erhoben sich die heutigen Bolivianer im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, unterstützt von Simon Bolivar, dem Befreier Südamerikas. Bolivar war Venezulaner, aber die Werbekraft seiner Persönlichkeit und seiner Taten wirkte auch auf die anderen Völker Latein-Amerikas. So wurde er eigentlich der Schöpfer der bolivianischen Verfassung und der Namensgeber des Landes. Bolivia, das ist Land Bolivars. Doch mit der politischen Freiheit Boliviens war die ökonomische und soziale Unfreiheit der Indios, des größten Teiles der Bevölkerung, nicht aufgehoben. Sie wurde sozusagen nur mobilisiert, in Wirklichkeit blieben die braunen Menschen im Zustand der Sklaverei. An die Stelle der mittelalterlichen Hörigkeit traten nun Kontrakte, die noch schwerer drückten als der frühere Zustand. Noch heute gibt es solche Kontrakte, von denen braune Familien bis ins dritte und vierte Glied gebunden werden. Die Verarmung des Indio Boliviens hat zugenommen, andererseits gibt es Großgrundbesitzer und Bergwerkseigentümer, die reicher sind, als die Feudalherren der Kolonialzeit.

Der reichste dieser Großkapitalisten ist Patino. Er besitzt den größten Teil der wertvollen Zinnbergwerke und Zinnvorkommen des Landes. Sein Vermögen wird auf etwa 150 Millionen Mark geschätzt. Wahrscheinlich ist es noch größer. Jedenfalls gehört Patino, der sein Leben in Paris und an der Riviera verbringt, zu den reichsten Menschen Südamerikas. Neuerdings hat sich dieser Großbergwerksbesitzer und Großgrundeigentümer mit dem amerikanischen Kapital zusammengetan. Es wurde die Patino Mines Enterprises Consolidated gegründet, die für einige 30 Millionen Dollar Zinnminen in Bolivien besitzt. Dazu kommen Rechte auf bolivianische Ländereien, Eisenbahnen usw. Patino mit seinem Bündnis, das ist kennzeichnend für den augenblicklichen Zustand in Bolivien. Die vermögenden bolivianischen Mestizen beherrschen zusammen mit dem nordamerikanischen Kapital das Land. Da der Zinnbergbau infolge steigenden Zinnbedarfs von Jahr zu Jahr an Bedeutung und Wert gewinnt, werden die Reichtümer Patinos und der amerikanischen Zinnkapitalisten in Bolivien rasch steigen.

Ferner hat sich amerikanisches Kapital wertvolle Gerechtsame an den Petroleumvorkommen Boliviens gesichert. Unter Führung der Standard Oil Company sind umfangreiche Petroleumkapitalien nach Bolivien vorgedrungen, die durch die Standard Oil Company of Bolivia vertreten werden. Weiter hat ein einziges amerikanisches Unternehmen nicht weniger als 30 000 Hektar Ländereien in Bolivien erworben. Die Regierung vergibt eine Konzession nach der andern und mit den Konzessionen faktisch auch die Arbeitskräfte. Die Abhängigkeit der bolivianischen Bauern und Arbeiter nimmt also zu. Die Folge dieser Zustände ist Landraub an den Ackerindios, Umwandlung vieler Tausende von braunen Bauern in Petroleum- und Minenarbeiter, fast ohne Land oder gänzlich landlos. Es handelt sich also für die bolivianischen Indios um eine einfache Existenzfrage. Der Aufstand ist ein Instinktaufstand. Er ist ja nicht der erste und wird sicher nicht der letzte sein. Aber die braune Bewegung in Bolivien wird sich mehr und mehr organisieren und die Kämpfe werden dementsprechend zäher und blutiger werden. Diese Entwicklung finden wir ja nicht nur in Bolivien. Sie beginnt ganz Latein-Amerika in Bewegung zu setzen. In Peru und Venezuela zum Beispiel und in ganz Mittelamerika herrschen dieselben Verhältnisse wie in Bolivien. Jeder Indio-Aufstand an irgend einer Ecke Latein-Amerikas findet sein Echo in den übrigen Ländern. Es ist eigentlich nur noch eine Frage der Organisation, bei deren Durchführung voraussichtlich Mexiko die Führung haben wird.

Fröhliche Ecke.

Seine Sorge.

Bauer: „Hier sind zwei Rezepte, Herr Apotheker, eins für meine Frau und eins für meine Kuh!“

Apotheker: „In einer Stunde sind beide Medikamente fertig!“

Bauer: „Verwechseln Sie die Sachen man nicht. Et is meine beste Kuh!“

Bitter.

Junge Dame (auf dem Ball zu einem Schwätzer): „Sie erinnern mich an die wilde See.“

Herr: „Wieso? Meinen Sie mein Temperament?“

Junge Dame: „Nein, Sie machen mich krank.“

Trost.

Gast: „Na, Ihre Portionen! Dreimal habe ich schon gegessen und jetzt habe ich immer noch Hunger!“

Wirt: „San's froh, daß S' so an brillanten Magen haben.“

Unterricht.

„Herr Lehrer, was ist richtig: Ich kneife der Katze in den Schwanz, ich kneife die Katze in den Schwanz, ich kneife die Katze in dem Schwanz, ich kneife der Katze in dem Schwanz.“

„Das ist alles nicht richtig, man soll keine Tiere quälen.“

Selbsterkenntnis.

Im Geschäft darf außer dem Chef keiner rauchen. Der Lehrling hat geraucht. Katastrophe:

„Du verdammter Lausejunge, hältst dich wohl für den Chef, he, dumm genug bist du dazu!“

Erschöpfende Auskunft.

A.: „Sagen Sie, wer wird denn da beerdigt?“

B.: „Der im ersten Wagen.“

Rechnung.

„Hu — hu.“

„Warum weinst du, Kleiner?“

„Ich habe zwei Mark verloren.“

„Hier hast du zwei Mark von mir.“

„Hu — hu.“

„Warum weinst du noch, Kleiner?“

„Jetzt hätte ich vier Mark. Hu — hu.“

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. Alexander Jursch, Poznan.